

lichen Wahrheit im Vollsinn gelangen können. Dennoch dürfte das Buch in der positiven Zuwendung zur „Welt“ hinter dem, was das Konzilsdekret über „die Kirche in der Welt“ sagt, um einige nicht unbedeutende Schritte zurückbleiben. Davon abgesehen, kann es als Anleitung zum Nachdenken über das Geheimnis unserer Einheit in Christus sehr empfohlen werden.

SCHAMONI WILHELM, *Die Zahl der Auserwählten*. (77.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1965. Kart. DM 4.80.

Mit verständlichem Zögern greift man nach dem Büchlein, das seinem Thema nach fast etwas dreist in das Konzept Gottes blicken zu wollen scheint, bald aber fesselt den Leser der Mut, mit dem in unserer allgemein recht heilsoptimistischen Zeit die Frage ernst und sehr besorgt vorgelegt wird. Gewiß kann sie sich nur auf die relative Zahl beziehen, d. h. auf das ungefähre Verhältnis von Auserwählten zu Verdammten. Das ganze Unternehmen rechtfertigt nicht so sehr ein besonderes aktuelles Interesse unserer Zeit für diese Frage — es bleibe dahingestellt, ob dies zu bedauern oder zu begrüßen ist —, sondern allein die Tatsache, daß die Offenbarung hierüber einiges erklärt und uns so zur Stellungnahme verpflichtet. Denn: Es läßt sich theologisch nicht beweisen, daß die Zahl der Auserwählten größer sei als die der Verdammten. Aber „beweist“ das etwas? Jedenfalls wird die Offenbarung sehr verschieden ausgelegt, und gerade in dieser so einzigartig letzten Frage gibt es alle Antworten zwischen unchristlichem Pessimismus und naivem Optimismus.

Der Verfasser wendet sich nach einer sehr guten Übersicht über einige die Zahl der Auserwählten berührende Probleme (Gottes Heilswille, der Menschen Freiheit usw.) zunächst der kirchlichen Lehre in Vergangenheit und Gegenwart zu, bis herauf zu Johannes XXIII. (Enz. „*Paenitentiam agere*“). Die Lehre der Heiligen Schrift, vor allem in den klassischen Stellen Mt 7, 13 f., 22, 14, Lk 13, 23 f., gibt allen Anlaß, ernst, ja besorgt über diese Frage nachzudenken. Hier muß aber die Frage an den Verfasser gestellt werden, ob „die ernste Heilssorge, die das ganze Neue Testament durchzieht“ (48), aus einem prophetischen Vorauswissen um die Verdammnis vieler kommt oder als Warnung zu nehmen ist, die eine „reale Möglichkeit“ ins Auge faßt. Leider wird nur kurz das Problem der „Drohung“, das selbstverständlich nicht nur eine Stilfrage ist, gestreift (z. B. S. 40). So kommt der Verfasser zur „Annahme, daß viele Menschen verlorengehen“ (49, 65 u. ö.), ja es gilt ihm einfach für „bewiesen“, daß nicht alle Menschen selig werden. Auch die Möglichkeit einer Bekehrung in der Todesstunde wird nur für wenige angenommen (54–59). In einem Anhang werden mehrere namhafte Zeugnisse

der Frömmigkeit vorgeführt, die zur Frage nach dem Heil mit dem gebotenen Ernst Stellung nehmen.

Das Büchlein zwingt mit seinem geradezu heroischen Ernst, die Heilsfrage mit größerer Zurückhaltung und Verantwortung zu bedenken. Es dürfte uns aber niemals von der universalen Hoffnung abbringen, daß Gott alle Menschen retten will und dazu Wege hat, die nicht alle aufgeschrieben sind.

Graz

Winfried Gruber

LUBAC, HENRI DE, *Augustinisme et Théologie moderne*. (Theologie 63.) (339.) Aubier, Editions Montaigne, Paris 1965. Kart.

Dieses Buch über die Stellung des Augustinismus in der modernen Theologie greift ein heißes Eisen an; galt (und gilt) doch der theologische Augustinismus seit *Baius* und *Jansenius* in den Augen vieler als eine höchst verdächtige Angelegenheit. De Lubac glaubt die Zeit für gekommen, um die Ära solch einseitiger Polemik zu verlassen und sich auf die Suche nach einer umfassenderen Weise des theologischen Denkens zu begeben (14). Dieser Aufgabe unterzieht er sich mit dem Bestock des Historikers: Wer kühne und womöglich neue Gedankengänge bei ihm vermutet, sucht vergebens. Fast fühlt man sich veranlaßt, seine Arbeit lediglich als fachwissenschaftlichen Beitrag zu rezensieren, so elegant im übrigen auch der Duktus seiner Erörterungen ist.

Dennoch scheint mir, daß diese Diskussion der nicht selten recht vertrackten Gedankengänge der französischen und belgischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts einen breiteren Leserkreis verdient, als es zunächst den Anschein haben könnte. Kein Geringerer nämlich als *Arnold Toynbee* (Wie stehen wir zur Religion? Die Antwort eines Historikers, Zürich 1958) hat darauf hingewiesen, daß in der Geistigkeit des 16. und 17. Jahrhunderts schon all das in nuce aufzuspüren sei, was heute das Denken bewegt, und hat seinerseits in der erwähnten Publikation ausführliche Passagen eben dieser Periode gewidmet.

Handelt es sich hier wirklich nur um verstaubte Folianten, die gelegentlich vom milden Interesse eines weltfremden Gelehrten ans Licht geholt werden, um dann wiederum in die Vergessenheit zurückzusinken? Ich selbst habe an anderer Stelle zu skizzieren versucht (Lindner - Lentner - Holl, Priesterbild und Berufswahlmotive, Wien 1963), in welcher frappierender Weise die Doktrinen der berühmten *École française* in die Gegenwart hereinwirken. In der Tat bedarf es nur einer gewissen Entschlüsselung des vor zweihundert Jahren hin und her wogenden Streites der Theologen um den Status Adams vor dem Sündenfall und den Begriff der *natura pura*, um die geradezu beklemmende Aktualität jener scheinbar längst verklungenen Polemiken zu erkennen.

De Lubac zeigt mit aller wünschenswerten Schärfe (und erweist sich hierin als wahrhaft großer Historiker, der Belangloses von Entscheidendem zu trennen vermag), daß Baius und Jansenius einen supra-lapsarischen Optimismus mit einem infra-lapsarischen Pessimismus verbanden (23): Und hier stehen wir freilich schon mitten in jener theologischen Anthropologie, deren Heraufkommen zwar von Urs von Balthasar beklagt, dennoch für die Gegenwart von nicht mehr wegzudenkender Bedeutung ist. Es geht um den Menschen in den Schriften des Baius und Jansenius, dieser von Augustin so sehr faszinierten Männer, von denen der eine das gesamte Werk des Bischofs von Hippo nicht weniger als neunmal, der andere sogar zehnmal durchgegangen hatte, nicht zu sprechen von den anti-pelagianischen Schriften Augustins, die von diesen Theologen beinahe auswendig gelernt wurden. Beide wurden sie verurteilt (Denzinger 1001–1080; 1092–1099; 1291–1321; 1516) und wirkten doch bis ins 19. Jahrhundert weiter; mit Recht kennzeichnet de Lubac ihre Position mit den Worten: „in novo, non autem de novo Testamento“ (50). Paradoxerweise war Augustinus das erste Opfer seiner beiden scharfsinnigen Schüler (328): Durch sie hatte der Augustinismus eine schier unheilbare Wunde empfangen — bis in unsere Tage herauf (9).

De Lubac tut angesichts dieses zweifellos betrüblichen Tatbestandes das einzige, was ihm angemessen ist: Er befragt die Quellen, er läßt Augustinus zu Worte kommen und kann bei diesem Unternehmen freilich auf die scharfen Methoden und gediegenen Vorarbeiten einer Augustinus-Forschung zurückgreifen, wie sie im französischen und belgischen Raum heute in hoher Blüte steht. Von daher wird der sichere Griff verständlich, mit dem de Lubac die entscheidenden Texte des umstrittenen Schrifttums der Spätperiode des doctor gratiae herausgreift, interpretiert und ins rechte Licht rückt (z. B. 59 ff; 74 ff; 114–133). Bei dieser interpretierenden Tätigkeit fällt auf, daß de Lubac keineswegs in jenen Fehler verfällt, der einen allzu engagierten Augustinismus nicht selten kennzeichnet: Ich meine damit die Überzeugung, daß Augustinus „ohnehin“ schon alles vorweggenommen habe, was spätere Zeiten im Denken bewegte; richtig ist vielmehr, daß Augustinus nicht in die moderne Debatte eintritt (73). Das Gegenteil hievon um jeden

Preis „beweisen“ zu wollen, führt zu solch gigantischen Fehlinterpretationen wie jenen des Baius und Jansenius. Ein Beispiel: Jener Unterschied zwischen *adiutorium sine quo non* und *adiutorium quo*, der bei Jansenius eine so große Rolle spielt, daß er von ihm 170mal zitiert wird, erscheint in den Schriften Augustins (auf die Jansenius unausgesetzt rekurriert) ein einziges Mal (62).

Die theologische Anthropologie der Jansenisten ging allemal von der Abstraktion einer *natura pura* aus und geriet von da in den bekannten (pessimistischen) Rigorismus, den man heutzutage gern mit der Spätzeit Augustins identifiziert. Augustinus geht hingegen mitnichten in erster Linie vom Zustand der Unschuld aus (wenn er es tut, so nur um des Kontrastes willen), sondern vom gegenwärtigen Stand des Menschen (86). Hier zeigt sich alsbald, in welchem Maß ein bedachtsam vorgehender Augustinismus ungleich fruchtbarer für die Nachfahren werden kann als ein Denken, das die eigenen Überzeugungen auctoritatis causa in den Schriften des Bischofs von Hippo zu entdecken glaubt.

So bietet de Lubac dem Leser zweierlei: Einmal ein Stück Theologiegeschichte in meisterlich knapper Darstellung, in welchem ein zentraler Topos gegenwärtiger theologischer Spekulation gleichsam angezettelt erscheint, nämlich die Akzentuierung der theologischen Anthropologie und damit freilich auch die Einbettung theologischer Interessen in die geistige Stimmung der sie bedingenden Zeit: Was in der Aufklärung die gebildete Gesellschaft Europas bewegte im Ringen um ein neues Menschenbild, das fand in den Kontroversen der Theologen gewissermaßen verschlüsselt seinen Niederschlag. Der zweite Ertrag des Buches von de Lubac ist ebenso bedeutsam: Führt er doch die streitenden Parteien aus diversen Sackgassen der Schulmeinungen, die nicht selten mit den großen Orden sich deckten (Jesuiten, Dominikaner, Augustiner-Eremiten), ins offene Land der fruchtbaren Spekulation zurück, indem er das mitunter recht unerfreuliche Gezänk der kleineren Geister vor der mächtigen Stimme des alten Kirchenvaters zum Verstummen bringt. Hier wird der gegenwärtigen Theologie ein Weg gewiesen, den zu beschreiten von großem Nutzen sein könnte.

Wien

Adolf Holl

MORALTHEOLOGIE

DREILÄNDERAUSSCHUSS der Vereinigungen des katholischen Buchhandels in Deutschland, Österreich und der Schweiz (Hg.), *Ehe, Familie, Aufklärung*. Literaturverzeichnis Nr. 3. Frankfurt a.M. 1964. DM 3.—, S. 21.—. Die Literatur zu diesen Themen ist lawinenhaft angewachsen. Nicht alles Angebotene entspricht dem heutigen Stand der wissen-

schaftlichen Erkenntnis. Andererseits vertritt manches medizinisch-psychologisch hervorragende Werk eine Grundauffassung von der menschlichen Geschlechtlichkeit und den Möglichkeiten ihrer Erfüllung, die mit dem Menschenbild des Christentums unvereinbar ist. Um so mehr werden die Seelsorger aller Sparten, vom Kaplan und Religionslehrer